

Auf Posten 5

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **19 (1943-1944)**

Heft 17

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-710078>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

er macht mit uns all das durch, was ihn zu einem «Kameraden» stempelt. Auch der schlechte Kamerad muß mit uns Freud und Leid teilen und kann sich nicht aus der Gemeinschaft drücken, kann somit nicht «Kollege» sein, dem es mehr oder weniger persönlich freisteht, bei Uneinigkeit die Interessengemeinschaft zu verlassen.

Was richtige Kameradschaft ist und bedeutet, wird in unserem Lande noch von vielen nicht begriffen oder zu wenig erkannt. Sie verwechseln Kameradschaft mit Kollegialität und meinen, auch im Militärgewande als Kollege anstatt als Kamerad auftreten zu können, d. h. ihr höchstes Ich vor die Gesamtheit zu stellen. Der höchste und erste Grundsatz der Kameradschaft, «einer für alle, alle für einen»,

ist ihnen noch viel zu wenig vorgeführt, vorgelebt und von andern eingepreßt worden. Da könnten wir uns ein Beispiel an den kriegführenden Soldaten im Norden und Süden unseres Landes nehmen, die im Kampfe und gemeinsamen Ertragen von Entbehrungen wahre Kameradschaft zu üben gelernt haben. Die wahre Kameradschaft im Militärdienst verlangt zwar gewisse Einschränkungen unserer so geliebten persönlichen Freiheit und Individualität, was die Kollegialität nie von uns erfordert. Der Kamerad ist nicht mehr ein ganz freier Mensch, denn er ist abhängig von seinem Nächsten, d. h. er ist ethisch und moralisch verpflichtet, diesem Beistand zu leisten oder von ihm Unterstützung entgegenzunehmen zum Nutzen der gan-

zen Gemeinschaft. Diese Einbuße an persönlicher Freiheit wird aber voll aufgewogen durch das Gefühl von sicherer Geborgenheit unter gleichen, die Gewißheit, daß man sich auf den andern wie auf sich selbst verlassen kann, daß die Kameraden im Notfall fest zu Dir halten und Dir helfen werden. Du hast Anspruch auf diese Hilfe, wenn Du Tag für Tag und unverdrossen Deinen kleinen Beitrag an die stete Pflege und Aufrechterhaltung guter Kameradschaft unter der Truppe durch guten Willen, Aufmerksamkeit und Hilfsbereitschaft gegenüber Aeltern und Schwächeren, Gehorsam gegenüber Befehlen von Höheren, Freundlichkeit und Fröhlichkeit gegenüber verdrossenen und mürrischen Gesichtern leistest. Kan. P. Haase.

Auf Posten 5

Durch fußhohen Schnee stapften wir zum Kantonement zurück, Müller und ich. Beide schwiegen wir, jeder in seine Gedanken versunken.

«Wann fährst du?» unterbrach ich die Stille.

«Heute abend, mit dem Acht-Uhr-Zug. Herrgott, werden sie sich freuen zu Hause, wenn ich plötzlich zum Fest erscheine. Ich danke dir.»

«Nichts zu danken», gab ich zurück, «ist doch wirklich gerne geschehen. Hauptsache ist, daß sich der Hauptmann einverstanden erklärte.»

«Ich hätte es nicht ausgehalten, morgen, auf Posten 5, im Gedanken, daß

sie zu Hause um den Christbaum sitzen, die Frau und die Kleinen, und nicht richtig fröhlich werden, weil der Vater nicht bei ihnen ist.»

«Das hat sich ja nun regeln lassen. Mir macht es nichts aus, deine Runde auch noch zu stehen. Auf mich wartet niemand.»

Dieses Gespräch wickelte sich gestern ab. Abends fuhr Müller ab und wird jetzt wohl mit seiner Familie um den Christbaum sitzen, derweil ich hier durch den hohen Schnee stapfe, die Hände tief in die Kaputtaschen vergraben. Posten 5 liegt oben am Hang, wo man den Ausblick genießt über das

ganze Tal, wo der Wind haushohe Schneemauern anweht.

Dort hinauf kletterte ich nun, meinen Kameraden abzulösen, der seit zwei Stunden oben steht und sich nach warmem Ofen sehnen wird. Hab' ich Gutes getan, daß ich dafür einstand, Müller in Urlaub heimfahren zu lassen? Vielleicht. Viel mehr aber war es Eigennutz. Weil ich wußte, daß ich heute allein sein möchte und darum gerne hier oben in der Einsamkeit stehe.

Von allem abgesehen, was verliere ich schon? Mögen mich alle guten Geister davor bewahren, noch einmal Weihnachten zu feiern, wie letztes Jahr. (Fortsetzung Seite 335.)

Waldweihnacht

Auf tief verschneitem Pfad folgen wir einigen einsamen Fußspuren, von festen, genagelten Bergschuhen in den Schnee gedrückt. Sie weisen den Weg, die Spuren, zum Ort, da uns das Christkind mitten im winterlichen Wald erwarten will. Der Fourier ist ihm mit den Bürohelfern entgegengegangen, die vielen Geschenke in Empfang zu nehmen, vielleicht hat er es bereits gefunden. Dichter Tannenwald hält die beißende Bise ab, trotzdem graben sich die Hände tief in die Manteltaschen, der Atem entsteigt der Kolonne in kleinen Dampfwölkchen. Ueber dem Tannendach, hoch am Himmel, blinken eine Unzahl Sterne.

Plötzlich öffnet sich der Wald vor uns zu einer Lichtung und vor unsern Augen breitet sich der Traum unserer Kindheit, ein Tannenbaum, mit verschneiten Aesten, deren Schneekristalle im Widerschein der hundert Kerzen aufblitzen. Unten, um den Christbaum, liegen hochgestapelt die Gaben des

Christkinds, das auch uns Soldaten nicht vergessen hat.

Warmes, weihnachtliches Gefühl steigt in uns hoch, packt uns, wie in den Tagen der Kindheit beinahe, und erzählt die uralte, ewig schöne Geschichte des Weihnachtsfestes.

Zu Hause, fern diesem Tannenbaum, feiern unsere Lieben, während wir hier im feldgrauen Mantel auch am Weihnachtsabend für die Heimat bereitstehen. Sie haben uns aber nicht vergessen, die andern, Briefe hat die Postordnung hergeschleppt heute, Briefe und Pakete, ganze Säcke voll. Und das Dorf, das uns zur Zeit beherbergt, läßt es sich nicht nehmen, mit uns draußen Weihnachten zu feiern. Während die Dorfmusik den Choral ansetzt, trampelt die Schuljugend ungeduldig von einem Fuß auf den andern, den Moment erwartend, da sie uns ihr Weihnachtslied darbieten soll, und vielleicht auch den Moment, da die Gaben des Christkinds in Augenschein genom-

men werden sollen und von denen sicher auch für sie etwas abfällt.

Trägt nicht selbst des Hauptmanns befehlsgeübte Stimme heute einen andern, wärmeren Klang?

«Es ist das fünfte Mal», sagt er, «daß wir heute Soldatenweihnachten feiern. Laßt Euch nicht entmutigen, Kameraden, es kommt die Zeit, da die Strapazen der heutigen Tage in der Erinnerung versinken. Mit Befriedigung werden wir dann unserer erfüllten Pflicht gedenken dürfen. Ich erinnere Euch an die Anfangsworte unserer Bundesverfassung: Im Namen Gottes, des Allmächtigen. Auf diesen Namen ist unser ganzer Staat gegründet. Feiern wir darum gerne als Soldaten das Geburtsstagsfest des Gottessohnes.»

★

Vereinzelte Sterne blicken auf uns nieder aus unendlicher, reiner Ferne. Durch winterlichen Wald dringt unser Gesang und die Nacht wird zum Erlebnis. -er.

Große Gesellschaft, großer Tannenbaum, große Worte und große Leere. Nie in meinem ganzen Leben empfand ich soviel Sehnsucht nach Stille und Einsamkeit, wie in jenem Trubel, der sich Weihnachtsfeier nannte.

Früher, ja, da freute man sich auf Weihnachten; heute sorgt man sich, wie die Festtage totgeschlagen werden sollen. Die alten Zeiten sind vorbei, einsam bummle ich durchs Leben und im großen ganzen gefällt das mir auch. Weihnachten aber ist dazu angetan, Heimweh zu wecken. Da stehe ich lieber allein, auf einsamem Posten, und freue mich wenigstens des Gefühls, etwas zu nützen.

Silberklar leuchten Sterne am schwarzen Himmel, der Schnee knirscht unter den Schuhen. Von weither dringt das Rollen eines Zuges herüber — eisige Winternacht.

Die Wache auf Posten 5 patrouilliert vor dem Schildwachhäuschen.

«Wer da?» hallt mir ihr Ruf entgegen. «Das Christkind wahrscheinlich», gebe ich zurück.

«Verdammte Kälte hier oben», sagt

er, «wünsche viel Vergnügen.» Hängt den Karabiner um und zieht los.

Unten, im Tal, blinken tausend Lichter. Dort feiern sie Weihnachten. Ein klein bißchen seltsam wird einem doch zumute. Wäre doch schön, mitzufeiern. Würfte zwar nicht, wohin.

Musik dringt herauf. Das Bataillonsspiel bläst auf dem Dorfplatz den Weihnachtschoral. Lichter bewegen sich hin und her. Hinter meiner Hütte orgelt die Bise. Die Tanne daneben ist erstarrt. Mit Schnee und Eiszapfen behangen, gleicht sie einem Christbaum. Nett, daß ich doch auch noch einen bekommen habe.

Bimmelt da nicht oben in der Einsiedelei ein Glöckchen? Doch. Es hat nicht vergessen, daß Heilige Nacht gekommen ist. Klar dringen die Schläge zu mir hinunter. Unten in den Dörfern stimmen die Glocken vielstimmig ein. Ueberirdisch wirkt ihr Ton in dieser weißen, reinen, erstarrten Einsamkeit.

Erinnerungen, die das Herz erwärmen, werden wach. Ist es nicht tausendmal schöner, hier oben diesen Erinnerungen nachzuhängen, als sie un-

ten, ein Einsamer unter Einsamen, die die Leere ihrer Einsamkeit doch nicht zugeben und eingestehen wollen, unter geheuchelter Fröhlichkeit zu ersticken? Und der Gedanke, daß Müller daheim, bei seinen Lieben sitzt, tut nun doch wohl.

Weit hinten beginnt das schaurige Schauspiel, wie wir es von hier aus oftmals beobachtet. Schwefelgelbe Helligkeit leuchtet auf, blaugrelle Blitze zucken darein. Dumpfen, langanhaltenden Donner trägt der Wind herüber. Sie bombardieren wieder. Heute, ausgerechnet heute.

Spüre ich die Kälte noch? Heiß wird mir. Da unten, in den Dörfern, feiern sie Weihnachten. Dort hinten, hinter den Hügeln, erleben sie die Hölle. Wahnsinnige Menschheit!

Fest umklammere ich meinen Karabiner. Verlange ich noch danach, in warmer Stube am Lichtenbaum zu sitzen? Nein, ich verspüre den Wunsch, meine Waffe fest, sehr fest in der Hand zu halten und dem Grauen den Eintritt in dies heimelige Tal zu verwehren.

wy.

Die Operation im Erdbunker

Der deutsche Arzt und Offizier an der Ostfront

Von Kriegsberichtler A. van Bevern.

Das volle, ruhige Licht von vier vielkerzigen Schirmlampen fällt in weißen Leuchtkegeln auf den Operationstisch. Lehmgrau sind die verkrusteten Wände des tiefgeschachteten Operationsraumes, ein Blick nach oben fällt auf mächtige, rissige Baumstämme, und der Patient und die Männer um den Operationstisch, angetan mit hellen Gummischürzen, sind deutsche Soldaten. Aus den schwarzen Augen des Frankfurter Grenadiers, der seitlich auf dem Operationstisch ruht, leuchtet das Leben, das wiedergewonnene Leben, das unter der zerfetzenden Wirkung einer einzigen Infanteriekugel zu verlöschen drohte. Sie verletzte ihm den Darm, die Milz, die Lunge und das Zwerchfell, aber er ist dem Leben wiedergeschenkt. Er weiß auch schon wieder mit dem Leben etwas anzufangen, denn als jetzt der Stabsarzt eine Eiterfistel als Herd einer fiebrigen Erkrankung operativ behandeln will, verzichtet er gerne auf die Vollnarkose: «Ihr Mittagsmahl, Herr Stabsarzt! Nur eine Spritz!»

Der Arzt, der am Operationstisch mit sichern Hantierungen den Verwundeten versorgt, zwischen Befehlen an seine Operationsgruppe — Pinzette, Tupfer, Mull! — dem Verwundeten ein Scherzwort hin-

wirft, ist ein junger deutscher Wissenschaftler, ein Mann, der in Friedenszeiten längst als Dozent dem Lehrkörper einer deutschen Hochschule angehören würde, der aber seit vier Jahren als Arzt und Offizier Dienst an der Front tut.

Nun steht er in seinem Erdbunker am Operationstisch, im Bereich der

feindlichen Artillerie, darum eben auch im Erdbunker, den seine Operationsgruppe selbst geschachtet und gebaut hat. Keine Feindeinwirkung soll die Versorgung der Verwundeten behindern. Um den Chirurgen seine Operationsgruppe. Studenten, Friseur, Gärtner, Glaser. Stumm stehen sie um den Opera-



Erste Hilfe auf dem Kampffeld: ein Streifschuß wird verbunden.